

somatik einer blutjungen Braut in einem charedischen (ultra-orthodoxen) Quartier Jerusalems. (Wenn das „ernüchternd“ sein soll, ist es „Jettchen Gebert“ auch.) Knappe Hinweise auf die Autoren und Autorinnen schließen das mit trefflichen Photographien von *Ben Eden* illustrierte Buch ab, dem man viele Leserinnen und Leser herzlich wünschen möchte.

Simon Lauer, Clarens (CH)

Mariano Delgado (Hg.), **Das Christentum der Theologen im 20. Jahrhundert.** Vom „Wesen des Christentums“ zu den „Kurzformeln des Glaubens“. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 2000. 272 Seiten.

Der Sammelband bietet einen Überblick über hundert Jahre christliche Theologiegeschichte: Von den berühmten Vorlesungen über „Das Wesen des Christentums“, die Adolf von Harnack im Wintersemester 1899/1900 an der Berliner Universität hielt, bis hin zu den theologischen Konzepten von Hans Küng, Eugen Biser und Walter Kasper werden 21 grundlegende Werke oder Positionen namhafter deutschsprachiger Theologen des 20. Jh. vorgestellt. Neben Aufsätzen über Ernst Troeltsch, Wolfhart Pannenberg, Karl Rahner SJ, Hans Urs von Balthasar u. a. finden sich auch Beiträge, die aus jüdisch-christlicher Perspektive von besonderem Interesse sind: So setzt sich beispielsweise *Mariano Delgado*, Professor für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte an der Universität Fribourg, in seinem Aufsatz über Johann Baptist Metz (246–258) auch ausführlich mit dessen Konzept einer „Theologie nach Auschwitz“ auseinander. Delgado würdigt dabei vor allem das 1973 von Metz erarbeitete Grundlagendokument zur Würzburger Synode, das einen wichtigen Abschnitt „Für ein neues Verhältnis zur Glaubensgeschichte des jüdischen Volkes“ enthält. Mit der Forderung eines „jüdischen Korrektivs“ in der Theologie und dem Bemühen, ein vielfach leid- und zeitunempfindlich gewordenes Christentum nach der Schoa endlich aufzurütteln, habe sich Metz seitdem große Verdienste erworben. Daneben macht Delgado aber auch auf Grenzen des Metzschen Ansatzes aufmerksam und warnt vor der Gefahr einer christlichen „Umarmung des Judentums“, auf die „eine neue subtilere Form der Vereinnahmung“ durch die Christen folgen könnte (255).

Ähnliche Bedenken äußert *Christof Gestrich* (123–149) über Karl Barths „gutgemeintes Ringen“ (130), „dem furchtbaren Verbrechen an den Juden [...] Raum in der Theologie zu verschaffen“. Bereits 1946/47 habe sich Barth

redlich um eine neue Sicht des Judentums bemüht, doch wäre er kaum über ein „bloßes Postulat“ hinausgekommen. Trotz einiger interessanter Ansätze sei Barths „Israeltheologie“ daher weitgehend „unzureichend“ geblieben. Noch schärfer fällt die Kritik des Dortmunder Systematikers *Thomas Ruster* an Romano Guardini aus (97-113). Dessen umfangreiches Werk wird allerdings einseitig auf einen üblen Antijudaismus reduziert, wenn Ruster behauptet, daß die „Ablehnung Jesu durch die Juden“ sogar eine „Zentralidee Guardinis“ gewesen sei (106)! Um diese These zu belegen, führt Ruster zahlreiche Zitate aus der populären Schrift „Der Herr“ (1937) an, mit der Guardini „gewollt oder nicht, die Solidarität der Christen zu den Juden zerstört“ habe (107). Dieser Eindruck kann jedoch nur entstehen, weil Ruster nicht wenige der herangezogenen Textbeispiele ihres ursprünglichen Zusammenhangs beraubt hat. Zudem hätte ein Blick auf die damaligen Schriften anderer Theologen deutlich gemacht, daß „Guardinis Ausfälle gegen das Judentum zur Zeit Jesu“ zwar „aus heutiger Sicht unverzeihlich“ erscheinen mögen (111), sie angesichts der judenfeindlichen Polemik mancher seiner Zeitgenossen aber noch vergleichsweise gemäßigt waren. Damit soll der Antijudaismus Guardinis, auf den der amerikanische Theologehistoriker Robert Krieg bereits mehrfach hingewiesen hat, keineswegs verharmlost werden; doch der Sammelband gibt ein verzerrtes Bild wieder, wenn allein Guardini für ein „toraloses Christentum“ (98) verantwortlich gemacht wird, während andere Beiträge diesen Aspekt völlig unberücksichtigt lassen. So hätte die Herabsetzung der jüdischen Religion zum Zwecke christlicher Wesensbestimmungen bereits an den Vorlesungen Harnacks, die *Karl H. Neufeld* analysiert (15-22), demonstriert werden können; doch Harnacks negative Sicht des pharisäischen Judentums bleibt ebenso unerwähnt wie Leo Baecks vielbeachtete Kritik an ihr.

Ein noch größeres Ungleichgewicht entsteht, wenn Ruster den seit 1939 mit einem Lehrverbot belegten Guardini in die Nähe der nationalsozialistischen Judenverfolgung rückt (107), hingegen kein Wort darüber verloren wird, daß die beiden Theologen Karl Adam und Michael Schmaus 1933/34 den Anbruch des „Dritten Reiches“ begeistert gefeiert haben. *Johannes Kreidler* lobt sogar Karl Adams „Mut, in eine offene Begegnung mit der Zeit“ (93) eingetreten zu sein! Während Dietrich Bonhoeffer, dessen „Ring um eine Kurzformel des Glaubens in Zeiten der Gefahr“ von *Guido Vergauwen* meisterhaft geschildert wird (207-221), zu einem „Bekenntnis der Tat“ aufrief (209), das den protestantischen Theologen sein Leben kostete, propagierte Adam noch Anfang der vierziger Jahre einen „ari-

schen“ Christus. Erst mit den Vertretern einer „politischen Theologie“ wie J. B. Metz und Dorothee Sölle, der einzigen Frau, der ein eigener Beitrag gewidmet wird (222-234), setzte sich allmählich die Erkenntnis durch, daß sich „angesichts der Realität des Dritten Reiches“ auch ein christliches „Reden von Gott und Jesus Christus“ ändern müsse (224).

Elias H. Füllenbach OP, Düsseldorf

Herbert Dohmen/Nina Scholz, **Denunziert**. Jeder tut mit. Jeder denkt nach. Jeder meldet. Denunziation im Nationalsozialismus. Czernin Verlag, Wien 2003. 272 Seiten.

Denunziation kann als altes und doch stets aktuelles soziales Phänomen betrachtet werden. Im deutschsprachigen Raum erlebte sie sicherlich im Nationalsozialismus ihre höchste Blüte. Der Politikwissenschaftlerin Nina Scholz und dem Historiker und Psychotherapeuten Herbert Dohmen bieten die sorgfältig aufgearbeiteten Zuschriften der Bevölkerung an den nationalsozialistischen Gauleiter Josef Bürckel in Wien, die NS-Gerichts- und die Nachkriegsakte des Volksgerichtshofes Wien Grundlage für eine interessante Studie, die tiefe Einblicke in die Macht der „kleinen Leute“ zuläßt. Neben der Frage, welche Funktion die durchaus nicht uneingeschränkt gutgeheißene, dem Ideal vom „aufrechten deutschen Charakter“ widersprechende Denunziation für das Naziregime erfüllte, in welchem Ausmaß die „freiwilligen Helfer“ zur Stabilisierung der NS-Herrschaft beigetragen haben, untersuchen Scholz und Dohmen auch die „andere“, die individuelle Seite: die Bedeutung der Denunziation für die Denunzianten, die Motive, aus denen heraus Menschen andere, allzu oft nahestehende Menschen verrieten. Gesetzliche Grundlage für ein solches Handeln war das im Dezember 1934 eingeführte „Heimtückegesetz“, welches jede kritische und abfällige Äußerung mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestrafte. In der nationalsozialistischen Logik galt jede belanglose kritische Bemerkung über die Führung als Angriff auf die gesamte „Volksgemeinschaft“. Das Strafrecht wurde ideologisch begründet. Jede Instanz der nationalsozialistischen Rechtsprechung war von diesem „Geist“ durchdrungen.

Die Denunziation wurde nicht allein durch Gestapo, staatliche Spitzel und NS-Blockwarte betrieben. Denunziert wurde freiwillig. Eine allgemeine *Anzeigepflicht* gab es trotz „Heimtückegesetz“ nicht. Privatpersonen zeigten Nachbarn, Bekannte und im schlimmsten Fall Familienmitglieder an,